

Die Rolle der Mutter

Mit schwerem Blick schaut sie aus dem Fenster. Blickt über das Meer von Häuserdächern. Sehnsüchtig ihr Blick auf die vereinzelt, in der Dunkelheit hell erleuchteten Fenster. Wehmütig der Blick über die Weite der Stadt. Ihr Körper fühlt sich an, als beherberge er abertausende Steine des Vermissten, die ihre Seele zu einem bleiernen Klumpen Holz pressen. Ein Becken aus unzähligen Nadelstichen, in dem Gefühl zu implodieren. Irgendwo da draußen, denkt sie und fixiert ihren Blick auf den allerletzten Punkt am Horizont. Irgendwo da draußen, dort wo der Himmel einen Knick macht - auf der anderen Seite des Horizontes - steht ihre Mutter und vermisst sie ebenso sehr, wie es das Kind in ihr in diesem Moment tut. Sie lässt ihre Gedanken schweifen. Irgendwo über den Dächern der schlafenden Stadt, das Gefühl sich in der Weite zu verlieren. Irgendwo weit weg in vertrauter Ferne, die mit einem mal so nah scheint, dass sie das Gefühl hat an dieser zu ersticken.

Es sind mittlerweile eine Vielzahl an Jahren vergangen, dass sie von ihrem Elternhaus eher überstürzt als wirklich geplant weggegangen ist. „Weggegangen“, wie unbeschwert, dieses Wort klingt. So einfach und ohne Barrikaden. Dabei glich das Weggehen eher einer Flucht, die sie die nächsten Jahre nicht zur Ruhe kommen lassen sollte. Mittlerweile hatte sie das Gefühl irgendwie in der neuen Umgebung angekommen zu sein. An manchen Tagen beschlich sie ein fremdes Gefühl eines zu Hause, welches so wenig mit dem zu Hause gemeinsam hatte, vor dem sie geflohen war. Ein zu Hause, in dem sie sich gesehen fühlte. Ein zu Hause, das aus Menschen bestand, die zu Freunden geworden waren. Zu beständigen Beziehungen, die auf gegenseitigen Respekt aufbauten. Kein Respekt, der durch Angst gezeichnet ist, sondern durch Wertschätzung und Achtsamkeit geprägt wird. So langsam hatte das Gefühl, gemocht zu werden sich in ihrem Bauch einen Platz frei gebuddelt und sich eingenistet in Mitten einer großen Trümmerlandschaft. Es hatte sich nicht abwimmeln lassen, von den dunklen Wolken, die mit aller Gewalt Zweifel streuten. Es ist geblieben und gewachsen. Inzwischen hat es eine Größe in ihr erreicht, die sie kaum noch infrage stellen lässt, warum andere sie mögen. Zunächst war sie verunsichert. Konnte die Zuneigung und Wertschätzung ihrer Person nicht begreifen. Ein großes Paradoxon, das im Widerspruch zu ihrem Empfinden stand. Ein ständiger Kampf. Doch es wurde ruhiger mit den Jahren. Das, was sie zuvor noch versucht hatte von sich fernzuhalten, schien irgendwann so groß zu sein, dass sie nicht umher kam, dieses gemocht werden zu akzeptieren. Sie schmunzelt bei dem Gedanken: Wie viel Kraft sie aufgebracht hatte, um dieses Gemocht werden von sich abzuwenden. Heute fragt sie sich, warum eigentlich? Ein bodenloser Schmerz durchzuckt ihren Körper, noch bevor sie den antwortenden Satz auf diese Frage greifen kann. Weil es weh tut, denkt sie mit versteinerner Miene. Ein taubes Gefühl fängt an sich

in ihrem Körper wie eine Wolke auszubreiten. Zeitgleich das Gefühl zu implodieren. Sie streckt blind ihre linke Hand in die Richtung, in der sie ihren Tabakbeutel vermutet. Greift nach ihm. Dreht sich mechanisch eine Zigarette. Tastet nach dem Feuerzeug. Zündet sich die Kippe an. Das brennen in der Kehle beim inhalieren des Rauches, befreit einen Teil ihrer Taubheit. Sie pustet den Rauch langsam aus, ehe sie erneut an der Zigarette zieht. Solange, ich davon ausgegangen bin, versucht sie sich erneut ihren Gefühlsgedanken zu zuwenden, dass ich nicht liebenswert bin, solange konnte meine Mutter mich nicht verraten. Irgendwo spürt sie tiefe Traurigkeit. Irgendwo kribbelnde Wut, die zu einem Gefühl lähmenden Hasses mutiert. Irgendwo ohnmächtige Verzweiflung. Hin und Hergerissen zwischen diesen Ebenen, beschließt sie alle drei ins Exil zu verbannen. Zumindest für diesen Moment, in dem sie verbissen darum kämpft, möglichst distanziert diesen Gedankengang zu zuwenden. Ein Vorhaben, das oft mit der realen Machbarkeit zusammenprallt. Für heute aber praktikabel scheint.

Verrat durch die Mutter. Die Wörter blitzen wie Neonschrift in ihrem Kopf, die sich nicht mehr ausschalten lassen. Verrat, eine Begrifflichkeit, die sie bis jetzt immer in einem anderen Kontext betrachtet hatte. Sich selbst als Verräterin gesehen. Das Gefühl ihre Familie, vielleicht den ganzen Kult, verraten zu haben, verfolgt sie wie ein Schatten im Licht. Das Stück gewonnener Freiheit, Entscheidungen selbstbestimmt treffen zu können, auch wenn oft noch mit undurchsichtiger Angst in den Adern, weckt ein Gefühl der Stärke in ihr. Stärke, die durch den dumpfen Sumpf moderner Schuldgefühle - in dem Gefühl zu Verraten - oft in ihrem Glanz verblasst. Es ist das Gefühl, versucht sie sich ins Bewusstsein zu rufen: ich habe das Gefühl zu verraten. Schaltet sie jedoch das Gefühl aus und versucht die Analytikerin in ihr an die Front zu holen, so greift ihr Verstand, das sich das Loslösen von einer Familie absolut nichts mit Verrat zu tun hat. Dafür muss sie nicht mal mehr die in der Familie erlebte Gewalt miteinbeziehen, um zu dieser Schlussfolgerung zu kommen.

Die Diskrepanz zwischen Gefühl und Verstand - sich abstoßen wie zwei gleiche Pole, sodass sie sich viel zu selten vereinen lassen. Doch darum geht es gerade nicht, versucht sie sich zu erinnern. Sie hält einen Moment inne. Schaut sich bewusst in dem bunten Zimmer um, das sie liebevoll zur Rumpelkammer ihres Vertrauens ernannt hat. Dann widmet sie sich wieder dem Anfang ihrer Gedankenverkettung zu. Sie Versucht Abstand zu gewinnen, in dem sie die Rolle der Mutter entpersonifiziert, spricht sie als Funktion betrachtet und nicht mit den Konturen ihrer eigenen Mutter skizziert. Die Rolle der Mutter, deren Aufgabe es ist ihr Kind zu schützen. Immer wieder hallt ihr der Ausdruck „wie eine Löwenmutter“ durch den Kopf, wie ein nicht leiser werdendes Echo. Auch wenn sie sonst die Größere Gewichtung der Sozialisation zuspricht, so glaubt sie doch an bestimmte Instinkte, die in einem Menschen verankert sind. Sie glaubt, dass Menschen einen ausgeprägten Überlebensinstinkt haben und ebenso glaubt sie an den Beschützerinstinkt der Mutter, wenn es um ihre Jungen bzw. ihre Kinder geht. Aus dieser Perspektive, überlegt sie, könnte man

eigentlich von einem Verrat der Mutter an ihren Instinkten sprechen. Sie hält einen kurzen Moment inne. Plötzlich scheint es kaum noch möglich zu sein, die Funktion der Mutter, losgelöst von dem Umfeld zu betrachten. Sie denkt an die patriarchalen Strukturen des Kultes, in welchem sie aufgewachsen ist. Auch wenn sie so nie darüber gesprochen haben, existiert in ihr ein Gefühl, das ihre Mutter vermutlich die selbe oder zumindest sehr ähnliche Gewalt erfahren hat und vielleicht auch noch tut. Auf den männerdominierten Schlachtfeldern, scheint ihre Mutter in ihrem Status als Frau vermutlich ebenfalls Projektionsfläche und Nutzobjekt zu sein. Vielleicht krachen an diesem Punkt Instinkte aufeinander: Ihrer Rolle als Frau, in der sie um ihr Überleben kämpft und ihre Rolle als Mutter, die eigentlich ihre Kinder schützen sollte.

Eine Spirale der Gewalt, die sich bis in die Unendlichkeit dreht. Fressen oder gefressen werden...

Aber Moment, rebelliert die Wut in ihr. So einfach ist das nicht! Betrachtet man die Strukturen des Kultes, ist es vielleicht ein leichtes zu sagen, die Mutter, die mehr Opfer* als Täterin ist. Aber das entschuldigt ihr handeln nicht! Nicht zu vergessen, sie ist eine erwachsene Frau, die durchaus ein Bewusstsein für richtig und falsch hat. Anders hätte die Gewalt nicht so lange im Verborgenen bleiben können. Anders würde die Mutter nicht außerhalb des Kultes funktionieren können. Und nur weil man selbst Gewalt erfahren hat, ist es noch lange kein Freifahrtschein, diese ungefiltert an andere weiterzugeben! Erschrocken über diesen Wutballen in ihrem Kopf, der mit einer Klarheit aus ihren Augen schaut, zuckt sie kurz zusammen. Aber nichts desto trotz: egal, wie sehr sie versucht sich mit der Rolle der Frau, die in den Strukturen des Kultes kaum eine Chance hat, zu solidarisieren, so bleibt sie dennoch die Tochter ihrer Mutter. Solidarität hin oder her, letztlich strandet ihre Parteilichkeit bei den Kindern. Vielleicht aus eigener Perspektive, aber auch aus dem Bewusstsein heraus, das, Kinder - anders als Erwachsene - nicht die Verantwortung tragen sollten (können), sich selbst zu schützen.